Nr. 8 — Leipzig, den 13. Februar — 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis: Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1837 a)

Insertionsgebühr: Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Viererlei Acker — Lesefrüchte aus Augustin 2 — Die Kirche: ein heilig christlich Volk — Wichern, der Bahnbrecher und Herold der inneren Mission in Deutschland 1 — Eine Familienbibel — Aus England: Stiftungen zum Regierungsjubiläum der Königin; Selbsthilfe gegen die Skandalprozesse; Der Londoner Radikalismus; Bekämpfung der sozialen Not in London; Sozialistische Kundgebungen in Kirchen; Kirchenkongreß; Ordination

Viererlei Acker

„Und etliches fiel auf ein gut Land und brachte Frucht, die da zunahm und wuchs; und etliches trug dreißigfältig und etliches sechzigfältig und etliches hundertfältig.“ (Mark. 4, 8.) —

Das Gleichnis von viererlei Acker, dessen Schlußworte wir an die Spitze gestellt haben, enthält ein Seelen- und Sittengemälde von erschütternder Kraft der Wahrheit. Was der Landmann auf dem Felde erlebt, wenn alle seine Mühe an der Unfruchtbarkeit des Bodens scheitert, das wiederholt sich in verstärktem Maße auf dem Felde des inneren Lebens.

Trostlos zu denken, daß manche Menschenseele wirklich dem Wege gleicht, der von den Füßen der Vorübergehenden rücksichtslos festgetreten wird, bis sie nichts mehr für sich selbst und in sich selbst ist, sondern lediglich ein Schauplatz für andre, auf welchem sich allerlei Fremdes zuträgt, auf welchem tausend Eindrücke von außen ihre Spur hinterlassen, bis das innere Leben, das verborgene Leben in Christo mit Gott, verloren geht und ein äußeres Wesen übrig bleibt, das immer härter und unempfindlicher, immer unempfänglicher und unzugänglicher sich der Wahrheit von oben verschließt. Sind nicht diese Wegenaturen, diese prostituirten Seelen häufig geworden? Reißt nicht das öffentliche Leben so viele mit sich, giebt ihnen scheinbar zu schaffen, setzt sie in eine gewisse Bewegung, aber nur um ihr bestes Teil zu verzehren, ihre höheres Leben zu ertöten, ihre Sammlung zu zerstreuen, ihr Gewissen abzustumpfen, bis endlich die Vielbeschäftigten alle Weichheit der Seele, alles Sehnen nach Gott, alles aufrichtige Verlangen nach Erlösung und Versöhnung in Eitelkeit und Ehrgeiz eingebüßt haben?

Daneben her aber geht die christliche Mittelmäßigkeit, die Halbheit, das Zwitterwesen. Wie viele begnügen sich damit, daß sie der göttlichen Wahrheit nicht widerstreben, sondern Eindrücke haben und Entschlüsse fassen, die einen mehr dem steinigten Boden gleich, enthusiastischer, feuriger, die andern nach der Weise des dornigten Ackers, stiller, vielleicht auch tiefer; aber es ist kein Nachdruck dabei, es fehlt die ausdauernde Treue, die Kraft zu beharren bis an das Ende. Wie viele sagen: ja wir wollen das Christentum von Herzen gern, aber die Welt ist doch übrigens auch schön und man muß sich ihr nicht entziehen. Wie viele sagen: ja wir halten das Christentum aus Ueberzeugung fest; aber das Leben ist doch übrigens recht schwer, und man muß sehen, wie man sich durchschlägt. Ach, wenn sie doch nur glauben wollten, daß das Evangelium den Willen und die Kraft hat, den ganzen Menschen und sein ganzes Leben von Grund aus zu beseligen, daß es aber deswegen auch verlangt, den ganzen Menschen zu besitzen. Sie wollen, es soll auch zur Geltung kommen *neben* vielem anderen, aber das Einzige soll es nicht sein. Da bleibt das Herz geteilt, der Wille entzweit, das Gemüt unsicher, und der Mensch kommt nicht aus der Unseligkeit.

Trostloses Gleichnis vom Zustande der Christenheit! Tröstlich nur, wenn die stillen und lauten, die geheimen und offenbaren Hasser des Evangeliums wider uns treten und sprechen: Wo ist denn nun euer Christentum? Zeiget uns den Beweis seiner Kraft und daß die Welt ihm angehöre! Denn da tritt alsbald unser Gleichnis auf den Plan und hält eine gewaltige Verteidigungsrede, daß das Wort Gottes und das Menschenherz zusammengehören wie das Saatkorn und das Ackerland, und daß es einzig die Schuld des sündigen Menschenherzens ist, wenn das Wort Gottes sich nicht wirksam erweist, wie es die Schuld des Ackerlandes ist, wenn das Saatkorn nicht aufgehen will. Das Ausbleiben von Früchten der Gerechtigkeit ist also nimmermehr ein Zeichen von Schwäche, die dem Wort Gottes innewohnte. Nur das Menschenherz — wie grundtief muß es verderbt sein, daß es sich gegen diese starke und gelinde Macht ablehnend verhält! Und das Gottesherz — wie groß und voll muß es schlagen, daß es, um für seine Pläne zu gewinnen, kein Mittel der Vergewaltigung kennt, sondern allein den stillen Zug der Liebe! Wer sich denn nicht lieben lassen will, der verdient nicht, daß man ihn liebe.

Wie steht es mit uns? Ist der Same des göttlichen Wortes bei uns auf gutes Land gefallen und bewährt sich in rechtschaffener Frucht? Merkst du, daß bei deinem Leben etwas herauskommt, seit Gottes Leben in dich eingegangen? Daß etwas mit dir geworden ist oder doch werden will? Spürst du ein anderes Wesen in dir, einen neuen Menschen nach Gottes Sinn und Willen? Dazu Kraft, die du so vorher nicht gekannt hast, der Selbstverleugnung, der Opferwilligkeit, der Hingebung, der Liebe? Bist du anderen etwas, teilnehmend, tröstend, dich freuend mit den Fröhlichen und mit den Weinenden weinend? Findest du Freude an der Arbeit in dem Berufe, der dir verordnet ist, und wirst dabei immer pünktlicher, immer treuer in der Pflicht, immer zarter im Gewissen? An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Ob dreißig-, sechzig- oder hundertfältig, darauf kommt es nicht an, das ist Gabe und Gnade Gottes. Aber Frucht muß da sein, eine Frucht, die da bleibet. Sch

---

Lesefrüchte aus Augustin

2

„In dem seligen Leben, welches an sich ewig ist, giebt es nur *eine Tugend*, und die *Tugend* und die *Belohnung* der *Tugend* sind dasselbe. Ausgedrückt ist diese Einheit in dem Schriftwort: »Das ist mein Gut (meine Freude), daß ich Gott anhange.« Hierin wird die vollkommene und immerwährende *Weisheit* bestehen, und das ist in Wahrheit bereits das *selige Leben*.“ (Brief 155, Kap. 12.) —

Tugend, Belohnung der Tugend, Weisheit, seliges Leben — sie sind dasselbe. Welch wunderbares Wort, eine Philosophie, wie sie einfacher nicht gedacht werden kann. Die tausendjährige Arbeit der griechischen Philosophen und die dreihundertjährige kirchlicher Theologen lag hinter Augustin. Wie hatte man sich abgemüht, das Verhältnis von Weisheit und

Tugend, von Tugend und Tugendbelohnung, von Tugend und ewigem Leben zu bestimmen! Hineingezogen war die christliche Religion in diese Bemühungen. Was ist der Glaube? Erkenntnis oder Tugend? Trägt die Tugend ihren Lohn in sich? Aber was soll dann das ewige Leben? Ist das ewige selige Leben ohne innere Beziehung zur Tugend? Gehört die Tugend zum Diesseits und das selige Leben zum Jenseits? die Tugend der Erde, das Leben dem Himmel?

„Das ist mein Gut, daß ich Gott anhange." In diesem Worte durchbricht ein heller Sonnenstrahl alle Nebel. Augustin ruft es nicht nur Plato und Aristoteles, sondern auch allen Vätern der Kirche, die vor ihm gewesen sind, zu. Sie mögen im Sinne dieses Wortes gelebt haben, aber verstanden haben sie es nicht. Was ist Tugend? Augustin sagt: „Die Tugend bestimmt sich nicht nach dem, was Einer erkennt, sondern nach dem, was Einer liebt." Gott anhangen, das ist also die höchste, ja die einzige Tugend. Was ist Tugendbelohnung? Augustin verwirft den Satz, daß die Tugend ihren Lohn in sich selber trage. Nicht die Tugend, sondern das Motiv der Tugend, die Liebe, trägt ihren Lohn in sich selber; denn die Liebe ist ein Besitz und darum ein Gut. Gott anhangen ist also Tugendbelohnung. Was ist Weisheit? Augustin sagt, daß die Erkenntnis, in der wir allein Ruhm finden, die Erkenntnis Gottes ist. Aber Gott wird nur erkannt, sofern er geliebt wird. Wer sich in die selige Abhängigkeit von ihm begiebt, erkennt, wenn er auch sonst wenig weiß, doch die Welt besser, als der, welcher ohne Gott an der Erkenntnis der Welt arbeitet. Gott anhangen ist also Weisheit. Was ist seliges Leben? Die Liebe allein und nichts anderes, aber die Liebe zum höchsten Gut, zu Gott. Wer Gott liebt, lebt schon in der Ewigkeit, ist über den Gegensatz von Diesseits und Jenseits, von Zeit und Ewigkeit erhoben. Gott anhangen ist also seliges Leben.

„Das ist mein Gut, daß ich Gott anhange" — damit ist die Religion wieder in den Mittelpunkt gestellt. Die Theologen vor Augustin hatten im Kampfe gegen das Heidentum mit seiner Unsittlichkeit die menschliche Freiheit betont. Augustin hat es zuerst wieder erkannt, daß es ein Gebiet giebt, auf welchem Freiheit Schwäche ist. Er hat darum die selige Notwendigkeit als das Ziel der Vollendung des Charakters bezeichnet. Das ist ein tiefsinniges und doch wohlverständliches Wort. Es will nichts andres heißen, als die Gebundenheit in Gott. Der Freiheit, die auch anders kann, als sie soll, setzt er die Freiheit gegenüber, die nicht mehr anders will, als sie soll. Alles Sittliche ist in ihr beschlossen; sie selbst aber schöpft ihre Kraft und Erhaltung einzig aus dem Leben mit Gott.

„Das ist mein Gut, daß ich Gott anhange" — das ist das Bekenntnis der wahren Frömmigkeit, welche das Leben bestimmt, weil sie jeder Bewegung des Lebens im Erkennen, Fühlen und Wollen dient. Der alte Streit, ob Frömmigkeit ein Mittel oder der letzte Zweck sei, ist geschlichtet. Was von dem ganzen Menschen gilt: „Wer unter euch groß sein will, sei euer aller Diener," gilt auch von den Gütern seines Lebens. Die Gottseligkeit ist das höchste Gut; denn sie dienet allen Dingen.

„Das ist mein Gut, daß ich Gott anhange" — die Geschichte der Kirche zeigt freilich, wie verschieden dieses Wort verstanden werden kann. Paulus, Augustin, Luther, Schleiermacher — man könnte dieses Bekenntnis als Motto über das Christentum eines Jeden von diesen Männern setzen, und doch welche Verschiedenheiten! Welcher Unterschied zwischen dem Paulinischen: „Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist," und der Schleiermacherschen Beschreibung der Frömmigkeit: „Mitten im Endlichen sich Eins fühlen mit dem Unendlichen!" Welcher Unterschied auch zwischen dem Bekenntnis Luthers, wie es der Auslegung des Vater-Unsers voransteht, und der Art, wie Augustin das „Gott anhangen" verstanden hat! Und doch — immer hat es in der Geschichte der Kirche eine Erweckung und Belebung bedeutet, wenn jenes Psalmwort wieder gepredigt und, sei es auch unvollkommen, verstanden worden ist. Alle Reformation der Kirche ist in ihm beschlossen.

⊙

Die Kirche: ein heilig christlich Volk

„Es weiß Gott Lob! ein Kind von sieben Jahren, was die Kirche sei," rühmt Luther in den Schmalkaldischen Artikeln (1537). Und auch sonst, wenn die Römischen ihm ihr Feldgeschrei entgegenriefen: Kirche! Kirche! Kirche! stellte er sich gern auf den „Kinderglauben," nämlich auf den Glauben, wie ihn die Kinder aus dem zweiten Hauptstück seines kleinen Katechismus fleißig lernten: „wollen einfältiglich bei dem Kinderglauben bleiben, der da sagt: Ich glaube eine heilige christliche Kirche, Gemeinschaft der Heiligen."

Auch unsere Kinder lernen wohl heute noch den dritten Artikel auswendig; aber welcher Evangelische würde den Mut haben, zu bezeugen: Bei uns weiß Gott Lob! jedes Kind, was die Kirche sei? Im Gegenteil giebt es kaum eine Frage, über welche heutzutage auch in kirchlichen Kreisen eine größere Unklarheit und Verwirrung herrscht, als die nach dem Wesen der Kirche. Wir müssen doch weit von Luthers eigensten Gedanken, ja von dem Geiste der Reformation überhaupt abgekommen sein, wenn einer unserer hervorragendsten kirchlichen Parteiführer es rund aussprechen konnte: „Die katholische Kirche ist im Kirchenbegriffe stärker wie die evangelische." — Gerade umgekehrt sah Luther die Sache an; seiner Meinung nach haben die Römischen gar keinen Begriff von der Kirche. „Gleichwie sie von den Vätern und Konzilien schreien und nicht wissen, was Väter und Konzilia sind, allein mit den ledigen Buchstaben uns übertäuben wollen, also schreien sie auch von der Kirche. Aber daß sie sollten sagen, was doch, wer doch, wo doch die Kirche sei — den Dienst thun sie nicht, weder der Kirche noch Gott, daß sie darnach fragten oder trachteten."

Seitdem ist es ja in der That viel klarer geworden, was die Römischen unter Kirche verstehen. Das Tridentinische und Vatikanische Konzil hat es offenbart: die Kirche ist der Papst, und zur Kirche gehört, wer dem Papste unterthan ist. Dieser freilich sehr klare und Luthern durchaus nicht unbekannte römische Kirchenbegriff war in seinen Augen so absurd, daß er ihn für eine ernste Antwort auf die Frage, was die Kirche sei, gar nicht ansehen konnte. Und da man ihn doch ausdrücklich und thatsächlich unausgesetzt gegen ihn geltend machte, so baute er auf diese Erfahrung seine Lehre vom Antichristen Papst. Wenn man die ganze Entwickelung von 1517 bis 1552 überschaut, kann man über den inneren Grund der kirchlichen Spaltung keine bündigere Auskunft geben als die: Was Rom und Wittenberg auseinandertrieb, war ihr verschiedener Kirchenbegriff. Wo in Einer Kirche diese verschiedenen Kirchenbegriffe vorhanden sind, kann es gar nicht anders kommen, als daß aus einer Kirche zwei werden.

Und doch darf man, genau genommen, nicht sagen, daß durch die Glaubensspaltung jener Tage aus einer Kirche zwei geworden sind. Das Ergebnis war vielmehr dies: auf der einen Seite blieb ein Weltreich, welches von sich aussagte, es sei die Kirche; auf der anderen Seite bildeten sich christliche Gemeinschaften, welche durchaus nicht behaupteten, daß sie die Kirche seien, auch nicht daß sie eine Kirche seien neben anderen, welche aber eine heilige, allgemeine christliche Kirche glaubten. Und so ist es von Rechts wegen noch heute: die römisch-katholische Konfessionsgemeinde giebt sich aus für die Kirche, die heilige, allgemeine, alleinseligmachende; wir Protestanten sagen nicht, daß wir die Kirche seien (es giebt weder eine evangelisch-protestantische, noch auch eine lutherische Kirche, sondern nur evangelische Kirchen), wohl aber glauben wir, daß eine heilige christliche Kirche auf Erden vorhanden sei, wie wir's gelernt haben im Kinderglauben. Und dieser evangelische, Luthersche Kirchenbegriff ist dem römischen so sehr überlegen, daß wir allein ihm zuliebe evangelisch bleiben müßten trotz der äußeren Knechtsgestalt der mancherlei christlichen Gemeinschaften, denen wir je nach Geburt und Wohnsitz angehören und die wir — daher die Verwirrung — auch Kirchen nennen.

Was ist also nach evangelischer, insbesondere nach Luthers Lehre die Kirche? Luther hat sich gerade über dieses Stück so deutlich und ausführlich, so ruhig und klar ausgesprochen, wie wir es nur wünschen können, vornehmlich in der Schrift „Von

den Konziliis und Kirchen" (1539). Aus ihr entnehmen wir folgende Sätze.

Zuvor nur noch dies. Wenn Protestanten die Frage nach dem Wesen der Kirche aufwerfen, so weiß jedermann, daß da nicht von dem gottesdienstlichen Gebäude die Rede ist, das wir auch Kirche nennen. Aber so lächerlich jeder Verständige dieses Mißverständnis finden würde, so ist der andere Fehler nicht geringer, wenn man bei dem Worte Kirche zunächst und allein an die organisirten, rechtlich verfaßten, durch besondere Behörden, Vertreterschaften und Aemter repräsentirten äußeren Kirchengemeinschaften denkt, kurz an die mancherlei Landes- und Freikirchen. Diese stehen zu der Kirche, von welcher der Kinderglaube redet, ungefähr in dem nämlichen Verhältnis, wie die Kirchengebäude. Beide sind notwendig und wichtig als Mittel zum Zweck der Erbauung einer heiligen, allgemeinen christlichen Kirche; aber man kann über sie, wie überhaupt wenn es sich in diesem irdischen Leben um Mittel zur Erfüllung idealer Zwecke handelt, sehr verschiedener Meinung sein, während über die heilige allgemeine christliche Kirche nur Eine Meinung möglich ist, so gewiß es nur Eine geoffenbarte Wahrheit, nur Ein Evangelium giebt. Die Kirche ist ein Glaubensartikel, die Kirchen sind äußerliche Korporationen, Ergebnisse geschichtlicher Entwickelungen und Gegenstände unseres praktischen Verhaltens. Die Frage nach dem Wesen der Kirche ist eine religiöse, für Frieden und Seligkeit keineswegs gleichgiltige; die Fragen, welche sich für den Christen an das Vorhandensein verschiedener Kirchen knüpfen, sind irdischer, rechtlicher, ethischer Natur.

Uns beschäftigt für diesmal nur die Kirche, welche Gegenstand unseres Glaubens ist. Wie beschreibt Luther die Kirche? Kirche, sagt er, heißt eigentlich Gemeinde oder Volk; christliche Kirche heißt ein christlich Volk. Die Kirche, von welcher der dritte Artikel redet, ist nichts anderes als die Christenheit. „Und wären im Kinderglauben solche Worte gebraucht worden: Ich glaube, daß da sei ein christlich, heilig Volk — so wäre aller Jammer leichtlich zu vermeiden gewesen, der unter dem blinden, undeutlichen Worte Kirche eingerissen ist. Denn das Wort „christlich, heilig Volk" hätte klar und gewaltig mit sich gebracht beides, Verstand und Urteil, was Kirche oder nicht Kirche wäre." Aber, kann Luther mit Recht hinzufügen, das Wort Kirche findet ja eine vollkommen genügende Deutung auch im Kinderglauben, nämlich in dem Zusatz, der unmittelbar folgt: die Gemeinde der Heiligen. „Da deutet der Glaube klärlich, was die Kirche sei, nämlich eine Gemeinschaft der Heiligen, d. i. ein Haufen oder Sammlung solcher Leute, die Christen sind, ein christlicher, heiliger Haufen."

Ist also die Kirche nichts weiter als das heilige Christenvolk, die Schar wirklicher Christen auf Erden, was heißt es denn nun, eine solche Kirche glauben? Darauf giebt Luther weiter die Auskunft: „Der Kinderglaube lehret uns, daß ein christlich, heilig Volk auf Erden sein und bleiben müsse bis an der Welt Ende.... Daß also immer auf Erden im Leben sei ein christlich, heilig Volk, in welchem Christus lebt, wirkt und regiert durch Gnade und Vergebung der Sünden und der heilige Geist durch tägliches Ausfegen der Sünde und Erneuerung des Lebens, damit wir nicht in Sünden bleiben, sondern ein neues Leben führen können und sollen in allerlei guten Werken."

Das also kann man nach Luthers Lehre nicht mit Händen greifen, daß es eine solche Gemeinde wahrer Christen auf Erden giebt. Im Gegenteil, es sieht oft aus, als gäbe es nirgends rechte Christen. Darum ist die Kirche, das Christenvolk, etwas, das man glauben muß, d. h. über dessen Existenz uns nur das Vertrauen auf Gott gewiß machen kann.

Aber doch hat dieser Glaube mancherlei Anhalt, daran uns Gott nach seiner Güte erkennen läßt, daß die Kirche dasei. Luther giebt solcher Anhaltspunkte, Merkmale, in der genannten Schrift sieben an: Gottes Wort, Taufe, Abendmahl, Absolution, Amt, Gebet, Kreuz und Verfolgung; außerdem will er noch allerlei christliche Werke und Tugenden als Merkmale zweiten Ranges gelten lassen. Sonst begnügt er sich festzustellen, daß der Glaube das Vorhandensein von Kirche, d. i. von einem heiligen Christenvolke oder (noch einfacher) von wahren Christen mit Sicherheit wahrnehmen könne an Wort und Sakrament. „Wo du Gottes Wort hörst oder siehst predigen, glauben, bekennen und darnach thun, da habe keinen Zweifel, daß gewißlich daselbst sein muß eine rechte ecclesia sancta catholica, ein christlich heilig Volk (so übersetzt Luther vollkommen richtig), wenn ihrer gleich sehr wenig sind. Gottes Wort kann nicht ohne Gottes Volk sein. Wiederum: Gottes Volk kann nicht ohne Gottes Wort sein. Also auch, wo das Sakrament der Taufe und des Altars ist, da muß Gottes Volk sein. Denn solche Stücke hat, übet, braucht, bekennet niemand, denn allein Gottes Volk, ob gleich etliche falsche und ungläubige Christen heimlich darunter sind."

Diese heilige christliche Kirche ist vorhanden auch unter dem Papst. Ja der Papst selbst kann ein Glied derselben sein, und vielleicht trifft es auf Leo XIII. besser zu als auf Leo X., dem Luther einst zutraute, er sitze wie ein Schaf unter den Wölfen und wie Daniel in der Löwengrube. Diese Kirche ist da — auch unter dem Zaren; sie hat ihre Glieder auch in allen Sekten. Wer dazu gehört, weiß ja schließlich allein Gott, der ins Herz siehet. Aber wir nehmen diese Kirche wahr daran, daß Gottes Wort und Sakrament noch getrieben wird, wie auch mit Irrtum und Sünde vermengt. Und wenn nur das Vaterunser noch in einer „Kirche" gebetet würde, da glauben wir, daß Gott auch in ihr seine Kinder habe.

Von hier aus wird es begreiflich, weshalb Luther zeitlebens allein auf lauteres Wort und Sakrament gedrungen hat und dagegen so gleichgiltig geblieben ist gegen Ordnung und Verfassung der äußeren kirchlichen Gemeinschaft. Organisation des äußeren Kirchenwesens ist für ihn durchaus nicht wichtiger gewesen als der Bau von Kirchengebäuden. Natürlich hat er auch eingesehen, daß ein gutes Gotteshaus für den Gottesdienst besser ist als ein schlechtes; aber ob diese Gebäude klein oder groß, alt oder neu, romanisch oder gothisch waren, darum kümmerte er sich nicht. Nun, die Gebäude behielt man einfach bei aus der päpstlichen Zeit. Auch die Verfassung der äußeren Kirche hätte man gern beibehalten: wie lange hat man die Hoffnung gehegt, daß die Bischöfe das Evangelium annehmen möchten! Wie gern hätte man dann die alten Ordnungen sich gefallen lassen, wenn sie nur mit neuem Geiste sich erfüllt, Wort und Sakrament freigegeben hätten! Als man aber nun doch sich entschließen mußte, mit eigner Hand neue Ordnungen einzuführen, hat Luther je nach Ort und Umständen verschiedene Ratschläge gegeben. Es dünkte ihm „schwer, Ordnung ins Künftige vorzumalen"; so überließ er es den Gemeinden oder vielmehr den „Ehrbaren" und Angesehenen darin, den Obrigkeiten, die sonst die äußere Ordnung schützten, auch für das Kirchenwesen eine herzustellen. Man mag das beklagen: denn eine Schwäche gerade der Lutherischen Kirchen ist es gewiß, daß ihre Verfassung nicht von vornherein auf klare, einheitliche Grundsätze gebaut wurde. Aber es bewährt sich hier wieder: wo die Schwäche liegt, da auch die Stärke. Ein Lutherischer Christ wird nie das Heil in der Verfassung der äußeren kirchlichen Gemeinschaft suchen; er wird nie vergessen, daß es sich hier um einfache Zweckmäßigkeitsfragen handelt, über die man ohne Gefahr für Glauben und Seligkeit sehr verschiedener Ansicht sein kann. Ob Konsistorial-, Episkopal- oder Synodalverfassung, ob Landeskirche oder Freikirche, ist religiös gleichgiltig; wie er dazu steht, macht niemanden zum Unchristen. Und inmitten des Streites über solche Fragen wird der Christ nach dem Herzen Luthers einen unvergleichlichen Trost haben, den nämlich, daß all der bunten Mannichfaltigkeit und der irdischen Ohnmacht des äußeren evangelischen Kirchenwesens zum Trotz Eine heilige allgemeine christliche Kirche, Ein heilig christlich Volk, Gott sei Dank! dennoch vorhanden ist. Und darauf kommt's, im Lichte der Ewigkeit betrachtet, allein an.

Was aber religiös gleichgiltig, ist darum nicht überhaupt gleichgiltig — auch für den Christen nach dem Herzen Luthers. Die Kirchen sollen erziehen für die Kirche. Diese Aufgabe werden die Kirchen desto leichter und sicherer erfüllen, je reiner und deutlicher das Evangelium in ihnen verkündigt wird. Und darum danken wir evangelischen Christen unserm Gott, daß wir evangelisch sind und nicht katholisch; denn in der äußeren Kirchen-

gemeinschaft, welcher wir angehören (Landeskirche oder Freikirche), wird es durch die reichliche und klare Verkündigung des Evangeliums uns viel leichter, rechte fröhliche, gläubige Christen zu werden, als den Brüdern in der römischen oder griechischen Kirchengemeinschaft. Und wenn wir wieder im Unterschiede von anderen Evangelischen uns mit besonderer Freudigkeit und Vorliebe nach Luther nennen, so doch allein darum, weil wir an Luther einen Prediger des Evangeliums geschenkt bekommen haben, der uns die frohe Botschaft so voll und warm ins Herz predigt wie kein Zweiter.

Ist es so, dann muß unsere Dankbarkeit gegen Luther sich auch darin bewähren, daß wir seinen Kirchenbegriff beachten und nicht sprechen: Die römische Kirche hat doch einen bessern als wir, und: Im Kirchenbegriff gerade lag Luthers Schwäche. Sein Kirchenbegriff steht und fällt mit seiner Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben, vom allgemeinen Priestertum, von der Schrift als alleiniger Quelle der göttlichen Wahrheit. Weil er Wort und Sakrament so hochstellte, darum blieb er so gleichgiltig gegen Ordnung und Verfassung der äußeren kirchlichen Gemeinschaft.

Der kundige Leser wird leicht erkennen, wohin diese Erinnerungen zielen. Die jetzt in Preußen vorhandene Bewegung zu Gunsten einer größeren Selbständigkeit und Freiheit der Kirche (d. i. der äußeren, landeskirchlichen, durch eine Verfassung zusammengehaltenen Gemeinschaft) kann nur dann ruhig und sachgemäß behandelt werden, wenn man auf allen Seiten es fest im Auge behält, daß diese Frage für Glauben und Seligkeit durchaus gleichgiltig ist. Sie hat mit der Kirche, von welcher der Kinderglaube redet, schlechthin nichts zu thun. Dagegen wird man darin wiederum auf allen Seiten eine praktisch wichtige Frage zu erkennen haben, die wohl Anspruch darauf machen kann, ernstlich erwogen zu werden.

Wir werden in nächster Nummer eine Reihe von Artikeln beginnen, welche nicht nur über den Antrag Hammerstein-Kleist, sondern auch über die andern ihn teils ergänzenden, teils bekämpfenden Kirchenideale und Kirchenreformvorschläge ein evangelisch besonnenes Urteil erleichtern wollen. *

Wichern, der Bahnbrecher und Herold der inneren Mission in Deutschland

1. Leben und Werk

Will man eine geschichtliche Bewegung richtig kennen und verstehen lernen, so fragt man nach ihren Anfängen, und sind Urheber, Stifter, Meister da, so macht man sich mit ihrem Geist und Lebensgang vertraut. Die innere Mission hat einen solchen Bahnbrecher und Meister in Johann Hinrich Wichern.

Erst jetzt, seitdem sein Leben, von der kundigen Hand seines Freundes und Mitarbeiters Oldenberg beschrieben, vollständig vor uns liegt,*) sind wir imstande, uns ein klares Bild von dem Wirken und von der geistigen Bedeutung des wahrhaft großen Mannes zu machen. Sein Leben ist zugleich eine Geschichte der inneren Mission in ihrer ersten, in Sturm und Drang geborenen Gestalt; denn was vor Wichern in unserm Jahrhundert geschah im Sinne dessen, was man später innere Mission genannt hat, das geschah in der Stille und entbehrte der Organisation, daher auch der Wirkung auf das Ganze. Mit Wichern tritt diese Arbeit ins öffentliche Leben, ins Volk, in die Welt der sozialen Bestrebungen hinaus.

Schritt für Schritt ist Wichern zu seinem großen Beruf herangebildet worden. Seine Jugend war eine harte Schule. In seinem sechzehnten Jahre verlor er den Vater und mußte von da an durch Privatstunden und Unterricht an einem Institut sich und seiner armen Mutter den Lebensunterhalt erwerben; nur in angestrengtester Arbeit, meist in nächtlichen Studien, konnte er sich nebenher zur Universität vorbereiten. Aber in einer solchen Schule wurde sein Wille gestählt und die Thatkraft und Leistungsfähigkeit in ihm ausgebildet, welche er zeitlebens bewährt hat. Seine Universitätszeit in Göttingen und Berlin kaufte er mit musterhaftem Fleiße aus: daß er, der Mann der That, auch in der Wissenschaft kein Laie geblieben ist, bezeugt sein Lehrer, der alte Neander, da er ihn bei seinem Abgange von Berlin aufforderte, den akademischen Lehrberuf zu ergreifen. Interessant ist es zu hören, daß Wichern, den man später oft als „Pietisten,“ „Orthodoxen“ und anderes mehr verschrieen hat, als Student und zeitlebens für Schleiermacher begeistert war, zu dessen Füßen er in Berlin saß. Wer tiefer sieht, erkennt in Wicherns Werk manche Züge, die auf Schleiermachers Anregung zurückgehen mögen, jedenfalls aber hat ihm sein gründliches Studiren die Weite des Blicks und die Freiheit des Urteils anderen gegenüber gesichert, welche durch bloßes Brotstudium, durch oberflächliches Einlernen nimmermehr zu erreichen ist.

Aber schon in Berlin hatte Wichern solche Blicke in die Not des Volkslebens gethan, daß ihn immer mächtiger der Gedanke ergriff, einmal selbst in die Rettungsarbeit einzutreten, wie ein Falk, ein von der Recke, ein Kottwitz vor ihm. Der Jüngling bewahrte diesen Gedanken wie ein Heiligtum. Er begleitete ihn 1831 nach Hamburg. Hier sollte Wichern auf den schweren Dienst, dem er sich geweiht, nicht lange warten. Zur Vorbereitung diente die Mitarbeit an einer Sonntagsschule, die seit 1825, von England aus angeregt, in dem Armenquartier St. Georg zu Hamburg bestand. Wie nötig diese Sonntagsschule war und welchen Charakter sie bekommen mußte, zeigt die Thatsache, daß damals ein Zehntel der Kinder gar keine Schule besuchte. Der vierundzwanzigjährige Kandidat Wichern, auf eine Predigt hin, die er gehalten, von dem freiwilligen Helferpersonal zum Oberlehrer gewählt, faßte es als besonders wichtige Pflicht ins Auge, den Kindern der Sonntagsschule in ihre häuslichen Verhältnisse nachzugehen; er wußte die Helfer hierfür aufzubieten, jeden nach seinem Geschicke: die schwersten Gänge übernahm er selbst. Und wie wenig er sich scheute, auch neue Wege zu betreten, sieht man an einer scheinbar unbedeutenden Begebenheit. Er wollte die allgemeine Teilnahme für die Sonntagsschule durch eine öffentliche Versammlung beleben, welche in dem Tanzsaal des Schneideramthauses gehalten werden sollte. In einem Tanzsaal! Viele seiner Freunde schreckten davor zurück, aber Wichern setzte es durch und hatte es nicht zu bereuen.

Allmählich kam er seinem Ziele näher. Als Mitglied eines Besuchsvereins, den ein Hamburger Pastor gegründet hatte, und in seiner Sonntagsschule überzeugte er sich mehr und mehr von der Tiefe des moralischen, physischen und ökonomischen Elends in der Großstadt; besonders das Loos der Kinder schnitt ihm ins Herz. Es wurde ihm klar, daß man hier die Axt an die Wurzel legen, den alten Familienstamm abbrechen, die Kinder möglichst bald in eine andre geistige Luft versetzen müsse, in die neue, christliche Umgebung einer Anstalt, in der alles vergeben und vergessen sein sollte, was geschehen war, die auch nichts weniger als eine Zwangsanstalt sein sollte: nur eine schwere Kette sollte die Kinder an dieses Haus fesseln, die Liebe. In Wicherns klarem Kopfe gewann dieser Gedanke schnell bis in die Einzelheiten hinein Gestalt: er zeichnete schon den vollständigen Plan seines künftigen Rettungshauses.*) So sah er auch bereits klar und bestimmt den andern, noch wichtigeren Teil seines Werkes voraus, der sich an das Rettungshaus anschließen sollte, nämlich die Ausbildung von freiwilligen Gehilfen, von „Brüdern,“ „Diakonen,“ die zunächst seine Kinder miterziehen, später Laienhelfer in der evangelischen Kirche werden sollten. Um dieselbe Zeit, als dieser große Gedanke in ihm reifte, legte Fliedner den Grund zu seinem Diakonissenwerke.

Aber nur schrittweise konnte zur That werden, was Wichern so mit einemmale geschaut. Erst kam das Rettungshaus. Syndikus Sieveking schenkte eine äußerlich unansehnliche Hütte bei Horn

*) J. H. Wichern, sein Leben und Wirken, dargestellt von Dr. Oldenberg. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses und W. Mauke Söhne. 1. Band, 1884. 2. Band, 1887.

*) Aehnlich hat Wichern später den vollständigen Plan zum Johannesstift in Berlin mehr als ein Jahrzehnt vor Begründung desselben gezeichnet.

in unmittelbarer Nähe von Hamburg, früher die Wohnung eines gewissen Ruge, daher Ruges Haus, in falscher Auflösung des Plattdeutschen „Rauhes Haus“ genannt. Hier zog Wichern am 31. Oktober 1833 mit seiner Mutter und Schwester ein, unter dem Spott der Hamburger Rationalisten, die ihm den Namen „Mystiker“ aufgetrieben hatten — sie verstanden ihn nicht.

Das Rauhe Haus wurde nicht die Stätte einsamer mystischer Betrachtung, sondern vernünftiger christlicher Erziehungsarbeit. Wichern wollte keine Kaserne, keine Polizeierziehung; er wollte den Geist eines gesunden christlichen Familienlebens unter seinen schwierigen Hamburger Knaben wecken. Gruppen von zehn oder zwölf dachte er zu bilden, die je in einem besonderen Häuschen unter Aufsicht eines Erziehers wohnen sollten: also statt einer Rettungskaserne ein Rettungsdorf — ein originaler Gedanke, der sich glänzend bewährt hat. Die Erziehung leitete Wichern anfangs so ziemlich ganz. Er war es, der mit seinen Kindern im Garten arbeitete, der mit ihnen lernte, spielte, sang. Es herrschte von Anfang an ein frischer, fröhlicher Geist in seinem Hause, und so oft ihm das strengere, oder besser engere Leute verdacht haben, er hat, so lange er lebte, den Geist evangelischer Freiheit und Fröhlichkeit mit aller Entschiedenheit festgehalten.

Nach und nach gelang es ihm, auch den andern Gedanken, die Ausbildung von freiwilligen Gehilfen für seine Arbeit, zu verwirklichen. Schon im Jahre 1839 konnte er seinen Verwaltungsrat darauf hinweisen, daß von verschiedenen Seiten Laienhelfer für den Dienst in der evangelischen Gemeinde von ihm begehrt wurden; ohnedies hatte er selbst solche für die stets wachsende Zahl seiner Kinder (1839 schon 100) nötig. So kam es zur Errichtung des freiwilligen Gehilfen- oder Brüderinstituts, und damit entwickelte sich der Gedanke der inneren Mission als einer ganzen, großen Sache, als des freien Hilfswerkes, das neben das geordnete evangelische Kirchenamt treten sollte.

So praktisch, wie in der Erziehung der Kinder, war Wichern in der Ausbildung der Brüder. Er hat ein treffendes Wort erfunden für das, was er auf diesem Gebiete verabscheute: „Seminarismus.“ Er meinte damit die einseitig theoretische Ausbildung; diese müßte, sagte er, seine Leute hochmütig und damit für den Dienst, für das Dienen, wie er es sich dachte, unbrauchbar machen. Religiöse Schwätzer wollte er nicht; seine Brüder sollten vor allem dienen, arbeiten mit den Kindern, in Garten und Feld, in der Werkstatt, wohl auch in der Schule; so, durch gemeinschaftliche Arbeit, sollten sie lernen Autorität gewinnen und erziehen. Aber die Bildung, welche frei macht, versäumte deswegen Wichern an ihnen keineswegs: Weltgeschichte und Literatur, „soweit sie Einfluß auf das deutsche Volksleben gewonnen hat,“ vor allem aber die heilige Schrift wurde unter seiner anregenden Anleitung getrieben, und wer hätte den Brüdern Aufgabe und Geschichte der inneren Mission sachkundiger, lebendiger, wahrer schildern können als er?

Durch die Brüder des Rauhen Hauses gewann Wicherns Gedanke, gewann die innere Mission Einfluß in Deutschland noch vor den großen Ereignissen des Jahres 1848. Die Gebiete, in welche er seine Brüder nach und nach aussenden konnte, bilden ebenso viele wichtige, stets wachsende Zweige der innern Mission. Wie natürlich, waren es zuerst Rettungshäuser, meist nach dem Muster des Rauhen Hauses entstanden, in welche die Brüder als Hausväter einzogen. 1883, im Jubiläumsjahre des Rauhen Hauses, konnten schon zweiundvierzig Rettungshäuser gezählt werden, welche mit Rauhhäusler Brüdern besetzt sind. Dazu kam, seit Professor Clemens Theodor Perthes in Bonn 1854 die erste Herberge zur Heimat begründet hatte, die mindestens ebenso wichtige und schwierige Stellung von Herbergsvätern. Als solche walteten 1883 zusammen vierzig Brüder vom Rauhen Hause. Und um nur noch die wichtigsten andern Gebiete zu nennen: als das Jahr 1848 Anlaß wurde zur Begründung von Stadtmissionen (zuerst 1849 in Hamburg, sodann in Königsberg, Bremen u. s. w., in Berlin im Zusammenhange mit dem Johannesstift 1867), da war es wiederum Wichern, welcher die ersten, trefflich geschulten Leute stellen konnte. Bis zum Jahre 1883 hatte das Rauhe Haus zusammen dreiundsiebzig Stadtmissionare ausgesendet. Als der dänische Krieg 1864 ausbrach, hatte Wichern Gelegenheit, die eminent nationale Bedeutung seiner Sache vor ganz Deutschland zu beweisen mit der Felddiakonie, welche sein Werk ist. Zum erstenmale ging er mit zwölf Brüdern aufs Schlachtfeld, Verwundeten und Gesunden äußerliche Hilfe und geistige Nahrung zu bringen; 1866 konnte er hundertzehn freiwillige Diakonen ins Feld schicken, im Jahre 1870 schon dreihundertsechzig, die in fünfzehn Kolonnen beinahe militärisch organisirt waren.

Vielleicht das wichtigste Gebiet aber, auf dem er seine Brüder verwenden durfte, war das der Gefängnisse. Schon im Jahre 1844 war die preußische Regierung auf sein Werk aufmerksam geworden und zog Brüder des Rauhen Hauses, zu deren Ausbildung ein Staatsbeitrag gegeben wurde, als Aufseher an preußische Gefängnisse. Dieselben bewährten sich als zuverlässige Beamte, welche den Anforderungen der staatlichen Vorschrift ebenso entsprachen, wie sie nach den höhern, zugleich seelsorgerlichen Gesichtspunkten zu wirken bestrebt waren, zu denen Wichern sie erzogen hatte. Aber Wichern sah deutlich, daß nur in Verbindung mit dem System der Einzelhaft, das er selbst in England kennen gelernt, die Wirksamkeit seiner Brüder gedeihlich sein könne, und er setzte alles daran, in Preußen dieses System zur Durchführung zu bringen. Friedrich Wilhelm IV. gab ihm durchaus Recht; aber es kostete einen mehr als zehnjährigen schweren Kampf, bis in den Kreisen des Parlaments, besonders aber der Gefängnisverwaltungen selbst, das alte, unbegründete Vorurteil gegen die Einzelhaft schwand. Erst 1869 entschied sich der Reichstag des Norddeutschen Bundes endgiltig für fakultative Einführung der Einzelhaft. Im Zellengefängnis zu Moabit (Berlin), in das Wichern 1854 einundzwanzig Brüder als Aufseher schicken durfte, wurde die Einzelhaft zuerst in Preußen durchgeführt. Wichern hatte diese Kämpfe vom Jahre 1857 an in der schwierigen amtlichen Stellung eines vortragenden Rates für Strafanstalten und Armenwesen, zu welcher ihn der König berufen hatte, zu führen; unablässig war er bemüht, gegen die tote Büreaukratie, die damals in der Gefängnisverwaltung regierte, anzukämpfen, mehr Geistliche und ein besseres Aufsichtspersonal in die Gefängnisse zu bringen. Daß er allem Widerstande zu trotz nicht vergeblich arbeitete, wurde ihm auch von einem Abgeordneten, der gegen ihn stimmte, öffentlich bezeugt: „Mit dem Eintritte des Herrn Regierungskommissarius (Wichern) in die preußische Verwaltung und namentlich in die des Gefängniswesens ist Geist hineingekommen in diese Verwaltung, während die Sache früher sehr mechanisch und äußerlich genommen worden ist.“

Darf man sich wundern, daß ein Mann, der eine so vielseitige Thätigkeit entfaltete, der neben seiner amtlichen Stellung in Berlin, die ihn besonders auch zu Inspektionsreisen in preußische Gefängnisse verpflichtete, fortwährend für die Verwaltung des Rauhen Hauses zu sorgen hatte, der außerdem für alle möglichen Werke der inneren Mission in ganz Deutschland um Rat und Hilfe angegangen wurde, dem dann zu der fast übermenschlichen Last von Arbeit auch noch das schmerzlich drückende Gewicht einer doppelten Gegnerschaft von rechts und links auferlegt war — daß dieser Mann zuletzt unter seiner Arbeit zusammenbrach? Zuerst 1866, dann 1871 meldeten sich die Vorboten der schweren, allein durch Ueberanstrengung erklärbaren Krankheitszeit, die 1874 mit einem Schlagfluß ihren Anfang nahm und bis zu seinem Tode währte (7. April 1881). Es war die letzte, harte Schule für den thatkräftigen Mann, in körperlicher Schwäche und geistiger Schlaffheit, ja oft Umnachtung, unthätig bleiben zu müssen, während andere an seinem Lebenswerke wirkten. Aber Gottes Schule war es doch, bestimmt, auch ihn, den reichbegabten Mann, der so vieles geleistet, arm zu machen am Geist: denn nur solcher ist das Himmelreich.

Uns bleibt übrig, nach dem Plane, den sein klarer Kopf gedacht, den sein feuriger Mund mehr als dreißig Jahre unermüdlich empfohlen hat, rüstig weiterzuarbeiten. So soll denn ein zweiter Artikel zeigen, welches Programm von Wichern für die Arbeit der innern Mission aufgestellt worden ist.

P W

Eine Familienbibel

„Je höher die Jahrhunderte an Bildung steigen, desto mehr wird die Bibel zum Teil als Fundament, zum Teil als Werkzeug der Erziehung, freilich nicht von naseweisen, sondern von wahrhaft weisen Menschen genützt werden.“ So hat Goethe über die Bedeutung der Bibel geurteilt. Kommt nun aber der Familie der Löwenanteil an der Erziehung zu, so muß eine Familienbibel die willkommenste Gabe sein, die einem Hause kann angeboten werden; denn die Bibel gehört dann nicht nur in die Kirche und in die Konventikel, sondern vor allen Dingen in die Häuser. „Wo keine Bibel ist im Haus, da sieht es öd und traurig aus.“

So ist es ein schönes Unternehmen, eine Familienbibel herzustellen. Aber — ist es auch nicht ein unnützes? Ist denn eine besondre Familienbibel neben der gewöhnlichen Bibel notwendig? Man preist es ja als eine Errungenschaft der Reformation, daß die ganze Bibel dem Volke zugänglich gemacht wurde; man fürchtet daher, nur der Katholizismus werde sich freuen, wenn man eine besondere Familienbibel sich zurechtmache, und ist geneigt, auf die Bibel anzuwenden, was ein Papst von den Jesuiten gesprochen: „Sie sei, wie sie ist, oder sei nicht.“ Doch „grau, teurer Freund, ist alle Theorie“; denn welchem Hausvater fällt es ein, in der Familie morgens oder abends ohne Unterschied jeden Abschnitt aus der Bibel, wie er eben an die Reihe kommt, zu lesen, z. B. einen Abschnitt aus den Gesetzen des dritten Buches Mosis oder aus den Geschlechtsregistern der Chronik? Wer mag die Geschichten von Loths Töchtern und Ahitophels Rat an Absalom in der Hausandacht gebrauchen? Wer findet nicht da und dort, zumal in den Propheten, mitten in den herrlichsten Kapiteln wieder Ausdrücke und Bilder, die er bei der Vorlesung in der Familie zu überschlagen sich gezwungen sieht? Wer gelangt nicht auch im Neuen Testamente zu Abschnitten, von denen er sagen muß: sie sind für mich, geschweige denn für meine Kinder, unverständlich? So wird jeder aufmerksame Hausvater in Wirklichkeit gezwungen, eine Auswahl zu treffen, wenn er nicht lieber das Radikalmittel vorzieht, statt zur Bibel zu neuern Erbauungsbüchern zu greifen. Sage man daher, was man wolle: das Bedürfnis einer Auswahl ist vorhanden, und es ist im Grunde unbillig, wenn man sie dem Vater selber zumutet, da sie nicht so leicht und einfach von Fall zu Fall im Augenblick in rechter Weise zu treffen ist. Hierfür haben in erster Linie doch sicherlich die Diener des Wortes zu sorgen; ihnen liegt es ob, alles zu thun, um die Bibel und Gottes Wort in den Familien des Volkes lebendig und kräftig zu erhalten, damit bei dem Urquell fort und fort der christliche Sinn sich erquicke und an dem ursprünglichen Herde das Feuer der rechten Liebe sich entzünde.

Die Unentbehrlichkeit einer solchen Familienbibel recht klar und warm in der Schweiz zum Ausdruck gebracht zu haben, ist das Verdienst des Herrn Pfarrer Dr. Furrer in Zürich, der in seinem Vortrage über die Frage: Welches ist unsre Stellung zur heiligen Schrift, und was können wir thun zur Verbreitung gediegener Bibelkenntnis in unserem Volke?, gehalten auf der Versammlung der schweizerischen reformirten Predigergesellschaft zu Liestal im August 1882, vor allem andern eine Auswahl der wichtigsten und schönsten Abschnitte der Bibel anempfahl. Die Glarner griffen diesen Vorschlag auf und traten bei der nächsten Versammlung im August 1884 zu Glarus mit einem Entwurfe für eine Familienbibel vor die Gesellschaft. Ihr Referent, Herr Pfarrer Heer von Betschwanden, faßte die Grundsätze, nach welchen die Familienbibel herzustellen sei, folgendermaßen zusammen: „Nach unserm Dafürhalten soll der gewünschte Auszug eine Sammlung solcher Abschnitte sein, die zu ihrer Erklärung kein besonderes Maß von geschichtlichen Kenntnissen oder gar philosophisches Denken erfordern, die leichter verständlich sind, verständlich nämlich für solche, die in der heiligen Schrift nicht bloß Aufschlüsse und Belehrungen für ihren Verstand, sondern Nahrung für ihren inneren Menschen, Nahrung und Wegleitung für Herz und Gewissen suchen, Antwort auf die Frage: Was müssen wir thun, damit wir selig werden?“ Es sollte somit die Auswahl nicht nach dogmatischen, sondern nach pädagogischen Gründen erfolgen, mit einem Worte ein Bibelauszug für häusliche Erbauung und religiösen Unterricht geschaffen werden. Die schweizerische Predigergesellschaft konnte sich, obschon sie zum großen Teile nicht nur einig war über das Ziel, sondern auch über den Weg, das Ziel zu erreichen, doch nicht entschließen, eine solche Familienbibel unter ihrem Namen herstellen und ausgehen zu lassen. Manche meinten, ein einfacher Bibelkalender, ein sogenanntes Lektionarium, sei der beste Weg, der zudem das Ansehen der Bibel minder gefährde. Glücklicherweise aber ist es auch in der Schweiz der Brauch, daß, wo etwas als gut und förderlich erkannt ist, die Kräfte und der Mut nicht fehlen, freiwillig das Werk in die Hand zu nehmen. Rüstig haben die fünf Glarner Geistlichen (Dr. Ernst Buß, Gottfr. Heer, Alb. Kind, Paul Kind und Joh. Schmidt) ihre Arbeit fortgesetzt und alle Schwierigkeiten überwunden; und zwar haben sie so gearbeitet, daß alle vierzehn Tage ein Probebogen an hundertundzwanzig Abonnenten der Schweiz und Deutschlands ausging mit der Bitte, denselben durchsehen und von Verbesserungsvorschlägen begleitet zurücksenden zu wollen. So liegt nun heute als Frucht dieser gemeinsamen Arbeit die Glarner Familienbibel vor. Und um eine weite Verbreitung und leichte Anschaffung derselben zu ermöglichen, haben die Redaktoren durch Beiziehung von Laien und Geistlichen ein Aktienkapital zusammengelegt, sodaß bei einer Auflage von 20000 Exemplaren das $41\frac{1}{4}$ Bogen starke Buch, wenn bei den Herausgebern bestellt, in der billigsten Ausgabe (gewöhnliches Papier; Rück- und Eck-Leinwand) auf 1 Mark, und in eleganter Ausgabe (feines Papier; ganz Leder mit Pressung und Goldschnitt, mit Karten und Futteral) auf Mark 3,45 zu stehen kommt. (Im Buchhandel stellt sich der Preis etwas höher: Mark 1,20 resp. M. 4,40).

Die oben angegebenen Grundsätze sind in dieser Glarner Familienbibel genau zur Durchführung gelangt. Alles dasjenige, was für die häusliche Erbauung wertlos ist oder sie gar stören könnte, ist ausgelassen. Naturgemäß treffen diese Auslassungen hauptsächlich das Alte Testament. Um nur die größern Stücke, die wegblieben, namhaft zu machen, so fehlt, ausgenommen von Kap. 19, 1—3, 15—18, 31—36; 24, 17—22 und 26, 11—13 das ganze dritte Buch Mosis; aus dem vierten Buche ist außer dem Segen Aarons 6, 22 ff. nur das aufgenommen, was in den Endkapiteln die Geschichte des Wüstenzuges Israels weiterführt. Ganz fehlt die Chronik, da derselbe Stoff lebendiger und anschaulicher in den Büchern Samuels und der Könige geboten wird. Ebenso wird kaum jemand für die Hausandacht das Buch Esther vermissen, und das gleiche wird mit dem hohen Liede der Fall sein.

Eine glückliche und zweckentsprechende Auswahl ist unter den prophetischen Schriften getroffen, und es ist zu erwarten, daß jetzt auch dem Laien die hohe Bedeutung dieser Großen des Alten Bundes ganz sich aufschließe und ungetrübte Freude und ungestörtes Ergriffensein den Leser erfülle. Von Obadja und Nahum ist nichts aufgenommen, weil sie Reden über auswärtige Völker enthalten, die als besondere geschichtliche Kenntnisse erfordernd auch bei den großen Propheten ausgeschieden sind.

Im Neuen Testamente hat sich nur die Offenbarung Johannis größere Abstriche gefallen lassen müssen, während die Briefe fast vollständig wiedergegeben sind und der Stoff der Evangelien sozusagen ohne Kürzung geblieben ist. Nur war gerade bei den Evangelien eine besondere Schwierigkeit zu überwinden. Die Frage war nicht zu umgehen, wie man sich zu den parallelen Abschnitten in den drei ersten Evangelien zu verhalten habe. Wer nicht unbillig sein und eigne Liebhabereien zur Geltung bringen will, wird mit dem hier befolgten Verfahren sich einverstanden erklären können. Die Redaktoren haben die Evangelien in ihrer Reihenfolge gelassen, aber denselben Stoff nur einmal aufgenommen, und zwar haben sie, wenn ich recht sehe, sich im allgemeinen von der richtigen Annahme leiten lassen, daß der Erzählungsstoff im Markus in ältester Gestalt vorliege, daß in zweite Reihe Matthäus gehöre und in die dritte Linie Lukas zu stehen komme. Darum haben sie die Erzählung des Markus bevorzugt und in der Regel die in Matthäus und Lukas befindlichen Seitenstücke zu Markus

ausgelassen, aber jeweilen mit einer Bemerkung auf den Bericht des Markus hingewiesen. Wo Matthäus und Lukas übereinstimmen, ist gewöhnlich dem erstern der Vorzug gegeben. Dies alles ist nicht mit einer mechanischen Steifheit geschehen, sondern, wo andre Gründe ein Abgehen von der Regel empfahlen, wurde kein Bedenken getragen, einmal den Bericht des Markus, beziehungsweise Matthäus auszulassen und den des Matthäus, beziehungsweise des Lukas zu geben. So ist mit Recht für den Schluß des Markus, Kap. 14, 2 ff., auf die ausführliche Geschichte der Leiden und der Auferstehung Jesu bei Matthäus, Kap. 26 ff. verwiesen, und ebenso wird zuzugestehen sein, das richtige Verständnis werde dadurch gefördert, daß über das Zeichen Jonas Lukas 11, 29—32 und nicht Matthäus 12, 38—42 Aufnahme fand.

In der Anordnung der Bücher befolgt die Glarner Familienbibel die in den deutschen Lutherbibeln übliche Reihenfolge. Einzig und allein fällt auf, daß der Hebräerbrief wie in den griechischen Texten und in der Lutherbibel seine Stellung unmittelbar hinter den Briefen des Paulus erhalten hat, während Jakobus, dem das Register auch diese Ehre des Vorrückens zugedacht hatte, in Wirklichkeit seinen üblichen Platz nicht verlassen hat.

Man meine nun ja nicht, daß mit der soeben skizzirten Auswahl die Arbeit gethan war. Wäre ein solches Ueberschlagen einzelner Abschnitte ausreichend, dann könnte in der That ein Bibelkalender denselben Dienst thun. Aber es sollte doch nicht nur ein Konglomerat abgerissener Stücke übrig bleiben — der Zusammenhang, die organische Verbindung sollte nicht aufgehoben werden, und das erforderte manchmal die Aufnahme einzelner Verse oder Halbverse, um den Faden der Erzählung und den Gang der Darlegung nicht abzubrechen. Daneben mußten wieder in aufgenommenen Abschnitten einzelne Stellen ausgeschaltet werden; denn oftmals ist es nur ein einzelnes Wort, ein Vers, der einen überaus schönen Abschnitt zur Hausandacht unbrauchbar macht. Mit großem Geschick und richtigem Takte haben die Redaktoren diesen schwierigen Teil ihrer Aufgabe ausgeführt, aus den vorhandenen Worten die passenden Nähte und überleitenden Gedanken dem Texte zu entnehmen und die Auslassungen wiederum auf das Notwendige zu beschränken verstanden. Ueber ihre Befugnis scheinen sie aber hinausgegangen zu sein, wenn sie, wie Lukas 2, 22, die allerdings wohl richtige und das Wissen vergrößernde Erklärung an Stelle des Textes einsetzen: „Nach vierzig Tagen brachten sie ihn nach dem Gesetz Mosis nach Jerusalem.“ Zu der gleichen leichten Kompetenzüberschreitung hat wohl auch etwa einmal die allzugroße Prüderie geführt, z. B. Hiob 3, 3. Aber hier ist ein Zuviel gewiß besser als ein Zuwenig.

Ehe aber die einzelnen Stücke, die ausgewählt worden, in der rechten Verbindung zusammengestellt werden konnten, mußten diese selber genau besehen und revidirt werden. Man wollte eben nicht nur die Uebersetzung Luthers, die zu Grunde gelegt wurde, aufnehmen, ohne nachzuprüfen, ob sie richtig oder unrichtig sei, ob sie unserm jetzigen Sprachgefühle entspreche oder nicht, sondern es sollte der Sinn des Grundtextes in einer Darstellung wiedergegeben werden, die auch dem an die deutsche Grammatik des neunzehnten Jahrhunderts gewöhnten Geschlechte genießbar wäre. Die Aenderungen sind aber überall so schonend angebracht, daß, wo es nur immer ging, die Grundlage der Lutherschen Sprache unverkennbar blieb, nur daß keine wirklich veralteten Sprachformen und ungebräuchlichen Wörter stehen gelassen wurden. Vergeblich sucht man daher in der Familienbibel nach Formen wie „zwo,“ „zween,“ „lieben Brüder,“ „verführet,“ „gereizet,“ „teufelisch“ u. s. w. Offenbare Unrichtigkeiten sind berichtigt, wie z. B. Jakobus 2, 18, wo unbegreiflicherweise die deutsche revidirte Uebersetzung (sogenannte Probebibel) den Fehler beibehalten hat. An viel unwichtigerer Stelle ist zwar auch die Familienbibel, Matthäus 11, 2, nicht dem Grundtexte gefolgt. Uebrigens sind vielfach neben mancherlei andern Hilfsmitteln auch die neuern französischen (Segond) und englischen Uebersetzungen für Feststellung des Textes zu Rate gezogen worden.

Nach alledem dürfen wir sagen: Die Glarner Familienbibel ist ein im einzelnen wie im allgemeinen mit vieler Treue und Liebe hergestellter Bibelauszug, der dem gedachten Zwecke, das Wort Gottes wieder in der Familie heimisch zu machen, vorzüglich entspricht. Wir wünschen daher sehr, daß recht viele Familien das ihnen hierin gebotene Hilfsmittel fleißig benutzen. Durch gute Ueberschriften der einzelnen Abschnitte und durch eine kleine Tafel von passenden Lesestücken für die Festzeiten des Kirchenjahrs, sowie für persönliche und häusliche Verhältnisse ist zudem der Gebrauch noch besonders leicht gemacht.

Was zudem noch ins Gewicht fällt, ist dies, daß wir in dem Buche nicht eine namens dieser oder jener kirchlichen Partei zugestutzte oder erklärte Bibel empfangen. Es haben Männer der verschiedensten Richtungen friedlich zusammen daran gearbeitet, alle von dem einen Ziele durchdrungen, die Grundlage und Urkunde unsers Glaubens, die Bibel, dem Volke nahezubringen, damit, wie in der ersten Zeit des Christentums und in den Tagen der Reformation, das Wort Gottes in den Häusern wohne, die Früchte der Gerechtigkeit, des Friedens und der Freude im heiligen Geiste wirke, und in täglichen gemeinsamen Andachten sich immer wieder das Gelübde erneuere: Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen. Ist allerdings am Anfange hauptsächlich die Linke für eine solche Bibel eingetreten: der Hauptförderer des Werkes, Herr Pfarrer Heer, wie er selber sagt, der „orthodoxeste der Glarnerischen Geistlichkeit,“ hat durch seine warme Fürsprache bald dem Werke auch von der andern Seite viele Freunde gewonnen. Heute bedarf es einer solchen wohl nicht mehr; denn wer immer jetzt die Familienbibel zur Hand nehmen und in seinem Hause gebrauchen will, der wird sicherlich bald empfinden, daß es den Bearbeitern fern gelegen hat, das Gotteswort zu meistern, daß sie vielmehr in großer Bescheidung und herzlicher Hingabe ihre Arbeit gethan haben.

K M

Aus England

(Stiftungen zum Regierungsjubiläum der Königin) In diesem Jahre begeht England das fünfzigjährige Regierungsjubiläum seiner geliebten Königin. Durch alle Kreise geht eine mächtige Bewegung, das Fest in rechter Weise zu verherrlichen. Alle Stände rüsten sich, und von allen Seiten werden Sammlungen zu Stiftungen, die mit dem Namen der guten Königin verknüpft werden sollen, veranstaltet. Die höheren Gesellschaftskreise wollen ein kaiserliches Institut, das eine engere Verbindung zwischen Mutterland und Kolonien anbahnen soll, fundiren. Die Kirche errichtet auf Antrag des Bischofs von Carlisle in London ein Jubiläumskirchenhaus, welches der Organisationsmittelpunkt für alle kirchlichen Bestrebungen zu werden bestimmt ist. Ganz außerordentliche Beiträge, nicht selten in der Höhe von ein-, auch zweitausend Pf. Sterl. gehen ein. Jetzt werden in allen Provinzen Versammlungen veranstaltet, um das allgemeine Interesse der Bevölkerung für dieses Unternehmen zu wecken. In der Diözese Chester begründet man einen Geistlichenpensionsfonds, da hier 258 Prediger noch nicht den Gehalt von 300 Pf. Sterl. beziehen, eine für England allerdings geringe Summe, die unter der gegenwärtigen Notlage der Landwirtschaft infolge der Zehntenherabsetzung sich um ziemlich ein Fünftel verringert. Um die Sammlungen in Gang zu bringen, hat der Herzog von Westminster auf fünf Jahre einen Beitrag von je 500 Pf. Sterl. versprochen.

B

(Selbsthilfe gegen die Skandalprozesse) Die Skandalprozesse der letzten Monate, die in den höchsten Gesellschaftskreisen Londons sich abspielten und durch den Kanal der Presse die unsagbar schmutzigsten Einzelheiten unter das Publikum gebracht haben, haben in England zu einem Schritte der Selbsthilfe geführt, der auch für kontinentale Verhältnisse nachahmungswert erscheint. Eine Anzahl hervorragender Geistlichen und Laien hat ein Komitee gebildet und einen Aufruf an maßgebende Persönlichkeiten ausgesandt mit der Bitte, die in dem Schriftstücke enthaltenen Wünsche durch Unterzeichnung ihrer Namen zu unterstützen. In fünf Tagen sind eine große Reihe der einflußreichsten Männer für die Sache gewonnen worden, darunter der Erzbischof von Canterbury, Mr. Gladstone, der inzwischen verstorbene Lord Iddesleigh, Professor Huxley, die Herzöge von Westminster und von Norfolk, die Lords Ailsea, Albemarle, Brabazon, Bramwell, Beauchamp, Chelmsford, Darnley, Fortescue, Halifax, Mount Temple, Nelson, Northbrook, Radstock, Salborne, Waldegrave und viele andere aus kirchlichen, staatsmännischen und Gelehrtenkreisen. Es wird an die gesamte Presse ein Aufruf gerichtet, welcher um eine möglichste Beschränkung der Schäden bittet, die dem Volksleben durch die bisher üblichen, mit allen Reizen der Pikanterie ausgeschmückten ausführlichen Zeitungsberichte über die Skandalprozesse erwachsen sind. Daß die Furcht vor der Oeffentlichkeit ein wirksames Korrektivmittel sei und die vollständige Unterdrückung der öffentlichen Berichterstattung zu erheblichen Uebelständen führen

werde, geben die Petenten zu. Aber man dürfe vernünftigerweise behaupten, daß „die notwendige Oeffentlichkeit ohne die Verbreitung entsittlichender Einzelheiten recht wohl aufrecht erhalten werden könne.“ Die gesamte Presse Englands wird deshalb aufgefordert, „einmütig in der Richtung vorzugehen, daß die Einzelheiten von Scheidungs- und Kriminalprozessen in den Zeitungen, wenn auch nicht ganz unterdrückt, so doch auf das geringstmögliche Maß beschränkt werden.“ Daß ein derartiger Schritt angesichts der hochentwickelten englischen Preßverhältnisse von christlich- und ernstgesinnter Seite gethan werden müsse, wurde in England schon seit Jahren als eine Notwendigkeit empfunden. Die Prozesse von Sir Charles Dilke und Lord Campbell, welche auf die sittliche Verderbnis eines Teils der englischen Aristokratie furchtbare Streiflichter geworfen haben, haben den vielerseits gehegten Wünschen in der genannten Petition eine praktische Folge gegeben. B

(Der Londoner Radikalismus) Der Londoner Radikalismus, der politische wie der kirchliche, hat in der letzten Woche in einem Monstremeeting in der St. Jameshalle infolge der durchgreifenden Veränderungen, die Salisburys Kabinet in den letzten Wochen erfahren hat, seine Kräft e neu zu organisiren gesucht. Es sollte eine Fusion der liberalen und radikalen Union zu einer Zentralunion durchgeführt und der Versuch, London dem Liberalismus wiederzugewinnen, gemacht werden. Die Sitzung verlief äußerst stürmisch. Die hervorragendsten Politiker und Freidenker John Morley und namentlich Bradlaugh wurden demonstrativ begrüßt, dem „großen alten Manne“ drei Hochs, Goschen drei nicht minder kräftige Pereats gebracht. Revolutionäre Lieder nach packenden Melodien wurden gesungen, und als die Volkshymne, obgleich im radikalen Sinne wesentlich umgeformt, angestimmt wurde, erhob sich ein so wildes Gejohle, daß die gemäßigteren Elemente zum Schweigen gebracht wurden. „Nieder mit der Königin, drei Hochs der Republik!“ mit diesen Grüßen wurde John Morley, Gladstones Freund und Ministerkandidat, dem die Hauptansprache übertragen war, auf der Platform bewillkommnet. Den Preis des Tages trug aber Bradlaugh davon. Trotzdem nennt — und wir dürfen das als ein Zeichen der Zeit ansehen — fast die gesamte nonkonformistische Presse das St. James-Hall-Meeting einen großen Erfolg. Von einem liberalen und radikalen Ministerium hofft der Dissent merkwürdigerweise für seine kirchliche Zukunft alles.

Welches das letzte Ziel dieser radikalen „Freunde“ ist, das hat der immerhin doch gläubige und ernstgesinnte Dissent vergessen, weil er für seine Kirchenbaupläne vorläufig die Unterstützung der, wie er meint, zukunftsreichen Partei braucht. Er sollte sich vor seinen Freunden und Bundesgenossen zu hüten versuchen.

Mr. Frederic Harrison, der frühere Herausgeber der radikalen Fortnightly Review und Verteidiger Bradlaughs im öffentlichen Zeitungskampfe, scheint sich an jenem Meeting zwar nicht beteiligt zu haben; aber in welcher Richtung seine politischen und sozialen Wünsche verlaufen, hat er kurz zuvor gelegentlich der Eröffnung der (Comteschen) Positivistischen Gesellschaft kundgethan. Diesem begabten Schriftsteller, der eine sehr geachtete Stellung in den literarischen Kreisen Londons einnimmt, gehen weder die deutschen noch die amerikanischen Sozialdemokraten weit genug. In der Homerule- und sozialen Frage seien die Positivisten immer an der Spitze der Reformer marschirt. Die Sozialdemokraten seien auf halbem Wege stehen geblieben. Es sei nicht genug, daß sie „die Aufhebung alles Privatbesitzes, des Eigentums an Ländereien, Häusern, Eisenbahnen, Maschinen und Fabriken forderten; alle beweglichen und unbeweglichen Produkte der menschlichen Arbeit, Hausgeräte, Nahrungsmittel, Handwerkszeug, ja selbst die Kleidungsstücke dürften nicht mehr von Einzelnen beansprucht“ werden, sondern „seien im Gesamtinteresse der Gesellschaft zu benutzen.“ Harrison meint in seiner traumhaften Verschwommenheit sogar, nicht einmal seinen Kopf, seine Züge, seine Talente dürfe ein Mensch sein eigen nennen. „Die Kräfte des Dichters, des Denkers, des Lehrers, des Staatsmannes — alles gehört nicht dem Individuum, sondern der Gesamtheit.“ Aber an die Heiligkeit der Ehe wagt er in England doch noch nicht seine frivole Hand zu legen. B

(Bekämpfung der sozialen Not in London) Im vorigen Jahre wurden in London infolge von Veröffentlichungen aus den verschiedensten Kreisen Stimmen laut, daß das im Osten der Stadt, in den großen Arbeitervierteln herrschende soziale Elend aller Beschreibung spotte. An haarsträubenden Einzelheiten ließ es die dem bekannten „Jammerschrei des ausgestoßenen London“ folgende Tagesliteratur nicht fehlen. Man sah in soziale Abgründe hinab, die einem christlichen Lande zur tiefsten Schande gereichen. Infolge davon wurden große Fonds gesammelt, die nach gewissen Voruntersuchungen zur Verteilung an die Armen kamen, ohne daß irgend welche Gegenforderungen, etwa auf gewisse Arbeitsleistungen, gestellt wurden. Der Mansion-House-Fonds sah in der Verteilung von Almosen seine Hauptaufgabe. Da erhoben sich Stimmen, welche das Prinzip angriffen: eine soziale Not, wenn sie wirklich vorhanden, durch bloßes Austeilen von Geldgeschenken heben zu wollen, sei verkehrt. Als aber eine ad hoc eingesetzte Kommission eingehende Untersuchungen anstellte, ob die Not unter den Arbeiterklassen wirklich in dem behaupteten Maße vorhanden sei, und schließlich ihr Urteil dahin abgab, daß die sozialen Verhältnisse der Arbeitermassen die Behauptung eines die Durchschnittslage überschreitenden Elends in keiner Weise rechtfertigten, sondern im allgemeinen als normale zu bezeichnen seien, war das Staunen der beteiligten Kreise ein nicht geringes. Die drohenden Stimmen, welche der Londoner Sozialismus erhob, schien der Beachtung im alten Maße nicht mehr wert. Aber auch die Fragen: Wer hat nun Recht? Ist eine außergewöhnliche Not, die unsere Hilfe herausfordert, unter unsern Brüdern vorhanden? wurden vielfach aufgeworfen.

Ein äußerst einflußreiches Meeting, dem die ersten Männer aus Gesellschaft, Kirche und Handelswelt ihre Teilnahme geschenkt, hat diese Frage, von deren Beantwortung für das gesamte soziale Leben der Großstadt natürlich ungeheuer viel abhängt, in diesen Tagen auf seine Tagesordnung gesetzt. Im Palais des Lord Cowper fanden sich die Herren zusammen: Lord Brownlow, Lord Brabazon, der vor kurzem mit seiner Gemahlin die Sozialdemokraten im südlichen London in ihrem Versammlungslokal persönlich aufgesucht und mit ihnen über seine Auswanderungsvorschläge diskutirt hatte, Lord W. Compton, der Herzog von Westminster, die Bischöfe von London und Bedford, der Oberrabbi der Juden, das Haupt der katholischen Kirche in England, Dr. Manning, der frühere Lordkanzler Lord Herrschell, Rev. G. S. Reaney, einer der tüchtigsten Ostendgeistlichen, der die schlimmen Zustände aus eigner Anschauung gründlich kennt, und andere Männer, denen das soziale, sittliche und religiöse Wohlbefinden des Arbeitsmannes am Herzen liegt. Daß eine wirkliche, das gewöhnliche Maß überschreitende Not vorhanden sei, war trotz der entgegenstehenden Behauptung der Kommission allgemeine Ueberzeugung. Dann aber müßten, so meinte man, Schritte geschehen, die den Ernst der Lage zu lindern geeignet seien. Täuschungen über die Gefahren, die der Gesellschaft aus den Massen verzweifelnder, heimats- und brotloser Arbeiter drohten, dürfe man sich nach den Erfahrungen des letzten Herbstes nicht mehr hingeben. Die soziale Frage beginne für London eine brennende zu werden. Denn die Verzweiflung, sagte Lord Compton, gebiert die Rache, und wir haben jetzt in London, darüber sollte niemand mehr im Zweifel sein, schlummernde Leidenschaften, die ein Funke zu einem Wirbelsturm anzufachen vermag.

Diesen Warnungen entsprechend ersuchte auf Antrag des Bischofs Temple von London die Konferenz die Regierung, eine offizielle Untersuchung der in den Londoner Arbeitervierteln herrschenden Zustände zu veranlassen über Umfang, Charakter und Ursache der Not. Sollte sich auf diesem Wege herausstellen, daß die betrübenden Zustände chronische sind, dann sei umso dringlicher geboten, das Uebel an der Wurzel zu fassen und auf gesetzgeberischem Wege gegen Zustände einzuschreiten, die, so wie sie sind, nicht länger gehalten werden können. Es wäre dann nicht ausgeschlossen, daß der Regierung nahegelegt würde, eine staatlich organisirte und mit Staatsmitteln unterstützte Auswanderung der arbeitslosen Massen nach den Kolonien, namentlich nach Kanada, ins Auge zu fassen. Denn wie anderwärts, so scheint auch in England eine Hauptquelle des sozialen Elends die Einwanderung beschäftigungsloser Männer und Frauen in die dunkeln Straßen und Winkel der Hauptstadt zu sein. B

(Sozialistische Kundgebungen in Kirchen) Aus London wurde der Nat.-Z. unter dem 31. Januar geschrieben: Die Sozialdemokraten beunruhigten gestern (Sonntag) wiederum einige hauptstädtische Kirchen durch ihren unerwünschten Besuch. In der Nachbarschaft von Marlybone herrschte aus diesem Grunde schon zeitig große Aufregung und gegen $10^1/_2$ Uhr bewegte sich denn auch ein Zug von etwa 500—600 Mann mit zahlreichen Bannern nach der Kirche, zu der eine starke Abteilung Polizei den Pfad freihielt. Die Kirche war bis auf den letzten Stehplatz gedrängt voll. Das Gebet für die Königin wurde mit achtungsvollem Schweigen hingenommen; aber das 7. Gebot, „Du sollst nicht stehlen,“ welches nach Ansicht der Sozialisten ausschließlich auf Kapitalisten und Grundbesitzer Anwendung findet, wurde unter einem Sturm von Zischen wiederholt. Der Vikar, Kanonikus Barker, predigte über den Text: „Höret ihr sie. Die Wahrheit soll obsiegen,“ und ein Teil der Zuhörer begleitete viele Stellen seiner Predigt mit Applaus, Gelächter und Zischen. Der Prediger warnte seine sozialistischen Zuhörer gegen die Lehren von Führern, deren Charakter vielleicht keine Prüfung bestehen würde, oder die, im Leben enttäuscht, für eigennützige Ziele die Gesellschaft zu stören wünschen. Nach dem Gottesdienste marschirte die Menge unter dem Abpfeifen der Marseillaise nach Paddington Green, wo der Sozialist Williams dem geistlichen Herrn den Vorwurf machte, den Abfall der Arbeiterklassen von ihren Führern versucht zu haben. Er, der Redner, hoffe noch die vom Volke siegreich ausgekämpfte Revolution zu erleben. Aehnliche Besuche seitens der Sozialdemokraten, wenngleich weniger zahlreich, wurden auch der St. Giles'-Kirche, sowie der Pfarrkirche in Bermondsey u. a. abgestattet, und überall wurde die Andacht der ordentlichen Kirchenbesucher durch das Betragen der unliebsamen Gäste mehr oder weniger ernstlich gestört.

(Kirchenkongreß) In diesem Jahre findet der große englische Kirchenkongreß, an dem die hervorragendsten kirchlichen Würdenträger und kirchlich gesinnten Laien teilnehmen, in Wolverhampton statt. Im Zusammenhange mit den arbeiterfreundlichen Bestrebungen der Staatskirche, die neuerdings im Volke immer mehr Boden zu gewinnen sucht, steht es, daß seitens des Komitees die Arbeitervereine eingeladen worden sind, aus ihrer Mitte ein Komitee zu bilden, das mit dem Generalkomitee die Vorbereitungen zum Kongreß übernehmen soll. B

(Ordination) Lord William Cecil, der zweite Sohn des gegenwärtigen Premierministers Earl Salisbury, soll in diesen Tagen die kirchlichen Weihen empfangen. Er wird wahrscheinlich eine Hilfspredigerstelle in Great Yarmouth übernehmen. Auch Gladstone hat bekanntlich einen Pfarrer zum Sohn. B

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach (Sachsen)

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig